

Zeitschrift: Bericht über die Thätigkeit der St. Gallischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft
Herausgeber: St. Gallische Naturwissenschaftliche Gesellschaft
Band: 29 (1887-1888)
Nachruf: Dr. med. Karl Girtanner : ein Lebensbild
Autor: Girtanner, A.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

III.

Dr. med. Karl Girtanner.

Ein Lebensbild.

Von

Dr. med. A. Girtanner.

Motto:

Difficile est, bonum non dicere!

„Girtanner wird ein gediegener, körniger Mensch.“ Diese Worte schrieb dir — mein lieber Vater — seiner Zeit das St. Gallische Professoren-Collegium als „besondere Bemerkung“ in dein Abgangszeugniss von der Schule deiner Vaterstadt. In demselben wirst du als mit „excellenten Talenten“ ausgestattet, „nicht besonders schnell aber logisch und klar denkend“ bezeichnet; bei einem Fleiss, „wie man ihn wünschen mag“, „mit grossen Fortschritten, wie sein brennender Eifer für die Wissenschaft es erwarten lässt“, und hinsichtlich Moralität als „brav, sittsam, bescheiden und gradgesinnt.“

Es war im Frühjahr 1820, als du dich — ein 18-jähriger frischer, lebensfroher Jüngling — zum Antritt der akademischen Studien rüstetest, da dir gediegene und körnige St. Gallische Männer — an ihrer Spitze unser verehrter Professor Scheitlin — jenes ehrende Zeugniss ausstellten. Es wäre schade gewesen, wenn das unscheinbare Document deinem Sohne 68 Jahre später, und ob auch erst nach

deinem Tode, nicht endlich noch zu Gesicht gekommen wäre, nicht zwar, um dir in das Grab hinab noch das Lob nachzusingen, nach welchem du im Leben nie gefragt, aber doch um Jeden, der dich im Leben gekannt, zu fragen, ob nicht jenes „gediegen“ und jenes „körnig“ zu einem wahrhaft prophetischen, genau zutreffenden Wort an dir geworden sei; und ob nicht Jeder, der dein Wirken im Leben verfolgt hat und zu beurtheilen im Stande gewesen ist, jenes Abgangszeugniss von der Schule der Vaterstadt, heute, als dein noch vollgültiges Abgangszeugniss von der Schule des Lebens, genau Wort für Wort wieder unterzeichnen möchte.

Nach diesen wenigen Worten der Widmung an dich, mein lieber Vater, mein bester Berather, und dann zeitlebens mein treuester Freund, durch welche dein Charakterbild in Umrissen gezeichnet ist, will ich nun, dem Wunsche des auch von dir stets hochgeachteten Präsidenten unserer dir durch 62 Jahre lieb und werth gewesenen naturwissenschaftlichen Gesellschaft nachkommend, ein kurzes Lebensbild von dir zu entwerfen versuchen, den ältern unter uns zur freundlichen Erinnerung an ihren Vereinsgenossen, den jüngern zur Ermunterung und Stärkung, namentlich aber zur Nachahmung und zu der so nöthigen dringenden Ermahnung, auch ihrerseits und in allen Lagen des Lebens das Banner der Wissenschaft und des wissenschaftlichen Strebens hoch emporzuhalten auf dem Wege durch den Sumpf des materialistischen Treibens unserer Zeit. — Ich verspreche dir auch, deinem eigenen Wesen entsprechend, möglichst objectiv zu bleiben und dir nicht allzuviel Lob zu spenden. Wenn mir dies nun aber doch nicht gelingen sollte, so verzeihe mir; denn dir gegenüber gilt freilich ganz besonders das: „Difficile est, bonum non dicere“!

Karl Girtanner wurde den 27. September 1802 als der Sohn des Herrn Friedrich Girtanner, Kaufmann, und der Frau Marie Elisabetha Züblin von St. Gallen im väterlichen Hause zur Traube an der Schmiedgasse daselbst geboren. Anfangs sehr schwächlich und zu Rhachitis geneigt, so dass er oft erzählte, er habe lange Zeit in der Hauptsache nur aus einem grossen Kopf und einem dicken Bauch bestanden, erholte er sich allmählig unter dem günstigen Einflusse der Sommeraufenthalte mit den Seinen in den ebenfalls väterlichen Besitzungen zur „Blumenau“ und „im Feldle“, vor den Thoren der Stadt. — Wenige Tage vor seinem Tode sagte er mir zufällig nochmals, wie er sich daran erinnere, als ob es erst gestern gewesen sei — und doch sind wenigstens 83 Jahre darüber hingegangen —, dass er erst im „Feldle“, und zwar durch das plötzliche Erscheinen der sogenannten „Schlampamp“, eines gefürchteten Weibes, ganz plötzlich zum Gehen gekommen sei. Von da an erstarkte der Kleine ziemlich rasch, erfreute sich dabei einer frohen Kindheit, nahm aber auch schon frühe seinen Körper in eine strenge Schule.

Bei dem damaligen primitiven Zustande der öffentlichen Schulen gab ihn sein um die Erziehung und Bildung seiner Kinder sehr besorgter Vater in eine tüchtige Privatschule, in welcher er mit grossem Erfolge verblieb, bis er zum Eintritt „bei den Professoren“, der damals einzigen öffentlichen, der Hauptsache nach theologischen Lehranstalt St. Gallens, reif war. — In diese Uebergangsperiode fällt meines Vaters Erinnerung an das Hungerjahr 1816/17 mit seinem Elend und seinen Schrecknissen, das für den Sohn des zu jener Zeit noch reich begüterten Kaufherrn wenn auch sehr empfindliche, so doch immerhin sehr erträgliche Vereinfachung in der Lebensweise herbeiführte. Was er aber damals um

sich her sah, blieb ihm für sein Leben tief in's Gedächtniss geschrieben, so namentlich, dass er eines Tages schrecken-erfüllt nach Hause geeilt sei, über und über bespritzt mit dem Blute eines Knaben, dem ein anderer, im wüthenden Kampf um eine kleine stinkende Pfütze Rinderblutes, die Nase weggebissen hatte.

Das nächste Jahr brachte die Confirmationszeit, deren Unterricht einen sehr tiefen Eindruck auf das empfängliche Gemüth des Jünglings ausgeübt und ohne Zweifel den Grund zu seinem durch das ganze Leben bewahrten religiösen Sinn und Geist gelegt hat, ebenso fern von Intoleranz und Selbstüberhebung, als von Kopfhängerei, aber tiefgründig und ohne die mindeste Menschenfurcht, und von dem ihn weder 68 Jahre gründlichen Studiums der Medicin, noch sein hohes Interesse an den Naturwissenschaften jemals abzulenken vermocht haben. Wohl aber bedauerte er Jeden lebhaft, der Freigeisterei oder gar Atheismus für ein wesentliches Merkmal hoher Bildung oder Gelehrtheit hielt.

Nachdem er im Frühjahr 1820 die hiesige „Gelehrten-schule“ absolvirt hatte, bezog er, der über die Berufswahl nie im Zweifel gewesen (wobei wohl das Vorbild seines Onkels, des durch seine zahlreichen Werke medicinischen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Inhaltes bekannten Prof. und Hofraths Dr. med. Christoph Girtanner in Göttingen von etwelchem Einflusse gewesen sein mochte), das damalige medicinisch-chirurgische Kantonal-Institut in Zürich als Student der Medicin. Allem nach zu schliessen, befand und fühlte er sich dortselbst während drei Jahren eifrigen Studiums sehr gemüthlich. Er trat auch bald bei den Zofingern ein und das „Chlina stimm a!“ tönte dem sangesfrohen Mann noch länger als ein halbes Jahrhundert lebhaft und freundlich nach. Warum aber unser Lieber

alljährlich an einem bestimmten Tage sich eines selbst bei ihm auffallend guten Humors erfreute, der sich durch fröhlichstes Absingen seiner alten Studentenlieder überall, wo es nur einigermaßen anging, kundgab, blieb auch seinen Angehörigen, allem Nachforschen und Wundern zum Trotze, ein Geheimniss. Es dürfte sich mit dieser Erscheinung vielleicht ähnlich wie mit einem sogenannten amerikanischen Duell, aber im freundlichen Sinne eines solchen, verhalten haben.

Er befreundete sich in Zürich mit Dr. med. Lavater, mit Apotheker Lavater und einigen andern, für Botanik gleichfalls sich interessirenden Studiengenossen, und obwohl mit untadeligem Fleiss und eiserner Consequenz seinen Berufsstudien obliegend, vertiefte er sich immer ernstlicher in dieses Liebhaberstudium. Er blieb demselben, treu von Haus aus, auch treu bis zum Tode und verdankte ihm unzählige Stunden reinsten Genusses mitten im oft fast betäubenden Wirbel des Berufslebens, in welchem ihn seine liebliche Muse, wie er immer und immer wiederholte, hauptsächlich frisch und munter erhielt.

Von Zürich weg ging er nach der damals grossbritannienisch-hannoveranischen Georgia Augusta-Universität Göttingen ab, in Gesellschaft seines Lavaters und noch so vieler anderer bester Kameraden, als es deren bedurfte, um eine Kutsche damit vollzupfropfen. Von dieser Reise, die im gleichen Marterkasten, mit demselben Kutscher und den nämlichen Pferden nach 18 Tagen und unter Erlebung mancher tragikomischer Begebenheit glücklich zu Ende geführt wurde, erzählte er uns oft mit freundlichem Lachen, namentlich aber von seinem Einzug in Göttingen, wohin der Rumpelkasten mit sehr lebhaftem Inhalt von der letzten Erholungsstation aus durch eine stolze Cavalcade Schweizer-

Studenten abgeholt wurde. — Einmal aber angelangt und festgesessen, warf er sich mit altem und neuem Eifer auf seine Studien zu den Füßen der damaligen Koryphäen: Langenbeck, Himly, Conradi, Blumenbach, Schrader u. A. Hatten nun die drei Erstgenannten ihre Freude an dem ebenso soliden als erfolgreich studirenden Mediciner, so suchte ihn gleichzeitig Blumenbach, durch Inaussichtstellung einer bezüglichen Professur, zur Zoologie hinüberzulocken; von der andern Seite her aber goss ihm Schrader reichlich Honig auf den Pfad zur Botanik als Lehrfach. — Nicht ohne Grund hat ihm, wie heute noch zu lesen, unser Professor Scheitlin s. Z. in sein specielles Zeugniß notirt: „Girtanner eignet sich für das Studium jedes naturwissenschaftlichen Faches gleich sehr.“ — Immer bescheiden, machte ihn solche Anerkennung von so massgebender Seite nicht stolz; gerne folgte er auch in Göttingen dem gewohnt gewordenen Rufe: „Chlina, stimm a!“, und conservativ von jeher blieb er, trotz allen Verlockungen, der Medicin als seinem Berufsstudium treu.

Während dieser zwei Jahre bereiste er zu Fuss, oft in sehr forcirten Märschen, Böhmen und einen Theil Nord- und Mitteldeutschlands. Er promovirte im März 1825 in Göttingen als Doctor der Medicin und Chirurgie, legte im December des gleichen Jahres in St. Gallen das Staatsexamen ab und eilte dann in peinvoller Fahrt mit dem Courier nach Paris, wo Dupuytren, Larey, Cuvier u. A. lehrten. Auch dort studirte er nebenbei fleissig Botanik, sammelte die Flora des Pariser-Kalkbeckens vollständig und fiel dabei auf ein Haar nochmals der Zoologie in die Hände. Ein Tintenkleks nämlich, den er einem Werke aus einer Cuvier unterstellten Bibliothek hinzugefügt hatte, veranlasste ihn, dasselbe Cuvier persönlich zuzustellen, um ja jeden Ver-

dacht hinsichtlich Urheberschaft zu verunmöglichen. Der grosse Zoologe schloss den gewissenhaften jungen Mann dafür sogleich in sein Herz ein, erkannte auch rasch dessen Kenntnisse in der Thierkunde und machte ihm bald die nämlichen Propositionen, wie s. Z. Blumenbach. Die grossartigen Sammlungen und Bibliotheken, sowie der Umgang mit den Gelehrten der Weltstadt stellten ihn nun zwar auf eine härtere Probe, als es Göttingen gethan; jedoch nochmals siegte die Liebe zu den Seinen, die Sehnsucht nach einem bescheidenen Wirkungskreis unter seinen Freunden in dem ihm so lieben Vaterland. Aber auch von Paris musste geschieden sein; es zog ihn nach Hause. Vorher indessen wollte er durchaus noch das Meer sehen und reiste deshalb nach Havre. Dort wurde er, am Strande zur Ebbezeit Seethiere und Pflanzen sammelnd, mit wenig Aussicht auf Rettung von der Fluth überrascht, erreichte aber dennoch, ihm selbst fast unbewusst wie, das Ufer.

Mit diesem beinahe verhängnissvoll gewordenen Erlebnis endete schon meines Vaters freies Leben. Er kehrte direct nach St. Gallen zurück, eröffnete daselbst den 19. August 1826 seine ärztliche Thätigkeit und verdankte, wie er oft mit Heiterkeit erzählte, seine erste nennenswerthe Einnahme einer ungesuchten Dolmetscher-Rolle zwischen einem appenzellischen Garnhändler und dessen „nix döötsch“ sprechenden französischen Käufern. Als 24-jähriger Arzt habe er damals, nach seiner eigenen Aussage, bei seiner Kleinheit auch noch in einem Masse jugendlich ausgesehen, dass ihm dies zwar wohl zu allerlei fatalen Verwechslungen mit Minderjährigen sehr förderlich, zur baldigen Erreichung einer bedeutenden Praxis aber so hinderlich gewesen sei, dass er beinahe eine Bibliothekarstelle in Basel angenommen hätte, wenigstens bis er ehrwürdiger aussähe. Es sollte

indessen nicht nöthig werden; denn bald wendete sich ihm das Zutrauen seiner Vaterstadt in einem oft fast erdrückenden Masse zu. — Anfangs der Homöopathie gewogen, verliess er indessen dieselbe ziemlich bald wieder; ob mehr in Folge einiger empfindlicher Misserfolge oder aus Mangel an Patienten, ist nicht zu erfahren gewesen. Ein kopfschüttelndes Lächeln musste uns als Auskunft hierüber genügen. — Wie hoch mein Vater gleich von Anfang an seinen Beruf auffasste, resp. wie tief er die Verantwortlichkeit des ärztlichen Eingreifens in das Getriebe des menschlichen Organismus empfand, mag allein schon aus der Thatsache zu erkennen sein, dass er während des Begräbnisses des ersten in seiner Behandlung gestorbenen Patienten in den Sitterwald hinunterging, um nur das Grabgeläute nicht hören zu müssen.

Seine Liebe zur Kinderwelt und seine Freundlichkeit gegen sie machten ihn frühe schon — anfänglich jedenfalls mehr als bezüglich specialistische Studien — zum allmählig weit bekannt gewordenen und bis zum letzten Tage des Lebens noch gesuchten Kinderarzt. Menschenfreund in hohem Masse und bis zum erklärten Optimismus, errang er sich bald die Hochachtung Aller, die mit ihm verkehrten, namentlich auch seiner Collegen, gegen die er stets collegialisch und geradgesinnt war, dienstbereit und anregend gegenüber dem Anfänger, nie den schuldigen Respect vis-à-vis den ältern vergessend. Nur als einst deren Einer sich zu dem Ausspruche verstieg: „Wenn einmal der Herrgott erkranken sollte, so würde der kleine Girtanner jedenfalls zugezogen werden“, da konnte er trotz Optimismus und Respect dieses Zutrauensvotum doch weder für gut gemeint, noch für gut gesagt anerkennen.

Mit Diplom und beglückwünschendem Handschreiben der hohen Regierung wurde unser Friedensmann anno 1833

zum Bataillons-Chirurgus ernannt. Nachdem er indessen, während eines Dienstes just auf Freiersfüssen stehend und damit wahrscheinlich in causalem Zusammenhang, „zwei Tag im Metzgerthörli abzusitzenden Arrest“ gefasst hatte, vermochte jener Glückwunsch zur erlangten hohen Würde doch nicht mehr vorzuhalten, aber auch so wenig, dass sogar ich ihn, drei Jahrzehnte nach diesem „erbärmlichen, entsetzlichen, schmähhlichen u. s. w.“ Erlebniss, nicht mehr als einmal unversehens mit: „Morjen Herr Bataillons-Chirurgus“ zu begrüßen für wohlgethan erachtet habe. Seine „Montur“ aber behielt er trotz alledem ungeheuer lange — „für den Kriegsfall“ —, bis ihm die Schaben, anstatt Krieg, den Ausbruch des ewigen Friedens, wenigstens für sie, verkündeten.

Auf ganz anderm Fusse als mit dem Militär, lebte mein Vater mit der St. Gallischen ärztlichen Gesellschaft, der er gleich anfangs beitrug, um von da an bis zum Tode ohne dringende Noth in keiner Sitzung derselben zu fehlen. Wenn ihm nun zwar seine Praxis schon bald keine Zeit mehr zur Ausarbeitung grösserer Abhandlungen gönnte, so betheiligte er sich dafür während 62 Jahren um so eifriger an den Discussionen in anregendster und einlässlichster Weise, wie seine Gesellschaftsmitglieder, in zwei Collegen bis zur dritten Generation derselben, alle bezeugen werden. Er nahm an Allem, was die Interessen des ärztlichen Standes und diejenigen der leidenden Menschheit förderte, regen Antheil und freute sich über jeden wirklichen Fortschritt der Wissenschaft. Durch eifriges Privatstudium in frühester Morgenstunde und in später Nacht suchte er gleichzeitig, unterstützt durch die reiche Erfahrung, welche ihm seine praktische Thätigkeit gewährte, mit dem Stande der Wissenschaft einigermassen Schritt zu halten, kehrte jedoch be-

greiflich einem Mittel, das ihm durch viele Jahre ausgezeichnete Dienste geleistet hatte, nicht leicht einem neuen von noch unsicherm Erfolge zu lieb den Rücken, und gab auch das Selbstdispensiren erst anno 1886, gelegentlich eines Wohnungswechsels, auf. Bei aller möglichen, oft wohl zu weit gehenden Rücksichtnahme auf Andere behielt er sich überhaupt, als selbstständiger Mann, in seinem gesammten ärztlichen und nichtärztlichen Thun und Lassen gerne die Ellbogen frei, trug dabei aber schwer mit an den Leiden der sich ihm Anvertrauenden und an allem ihm überhaupt bekannt gewordenen Unglück. Jeder Todesfall in seiner Praxis ging ihm sehr nahe, und oft kämpfte er den Gedanken an das Aufgeben des Berufes nur mit Mühe nieder, wenn die Erfolge seiner gewissenhaft geübten Thätigkeit unbefriedigend ausfielen. In solchen, auch für die Seinen unerquicklichen Zeiten waren ihm dann die Mittheilungen seiner Collegen in der ärztlichen Gesellschaft und seine eigenen Erörterungen der bezüglichen Erkrankungsfälle sehr trostreich und brachten ihm den fast verlorenen Muth zurück. Wie froh und glücklich konnte er sich in den Jahresversammlungen jener Gesellschaft wieder fühlen; wie flossen dann die begeisternden und begeisterten Worte auf ihr Wohl und auf das der Wissenschaft, der er diente, von den beredten Lippen! — Obwohl Anerkennung nicht suchend, erfreuten ihn doch die grossen Ehrenbezeugungen, die ihm die ärztliche Gesellschaft bei seinem Doctor-Jubiläum, dann an seinem 80. Geburtstag und wieder bei der Feier seiner 60-jährigen Berufsthätigkeit darbrachte, sehr herzlich. Ein geschwornen Feind von Allem, was Phrase heisst, sprach sich bei der letztern Gelegenheit der damals 84-Jährige, den eben empfangenen Ehrenbecher hochehoben in der Hand, begeistert dahin aus: dass er ganz gerne nochmals 60 Jahre

im Dienste der leidenden Menschheit thätig sein möchte! Noch zwei Jahre lang war ihm dies zu thun beschieden; dann legte ihm seine liebe Gesellschaft, als letztes Zeichen immer gleich gebliebener Hochachtung, am 18. October 1888 den Lorberkranz auf sein Todtenbett, auf das er sich plötzlich gelegt, nachdem er die Krankenbesuche für jenen Tag und die nächsten mit gewohnter Genauigkeit schon vorgemerkt hatte.

Auf Einzelheiten aus seinem an erschütternden, wie an freudigen Ereignissen in so langem Wirken gleich reichen Leben hier einzugehen, gestattet nicht Raum noch Zeit, und ebenso wenig auf den Unterschied im Exterieur der ärztlichen Thätigkeit zwischen 1826 und 1888, bei damals von 10 Uhr Nachts an geschlossenen Thoren, zu denen der Schlüssel jedesmal beim Verlassen und Wiederbetreten der Stadt auf der Hauptwache „am Markt“ geholt werden musste, wenn der Arzt bei stockfinsterer Nacht den Weg der Pflicht antrat oder beendete, oft vergeblich für den Patienten, aber noch viel häufiger gratis von Seite des Arztes. Meines Vaters edle Auffassung seines Berufes, als den eines freiwilligen Nothhelfers, liess ihn das letztere Missverhältniss unschwer ignoriren, wie ihm ja von jeher das Geben als die grösste Freude des Lebens, das Nehmen nur als der Zwang des Kampfes um's Dasein erschien.

Vieles hat er in seinem lieben St. Gallen durchlebt, bis dasselbe innert dem Zeitraume seiner Praxis von 8000 auf 27,000 Einwohner herangewachsen war. Was er aber doch nur einmal erlebte, das war der Auftrag des grossherzoglich-badischen Hofes, eine in St. Gallen wohnende und daselbst verstorbene königliche Hoheit, wenn auch keinen ägyptischen Pharaonen, so doch einen Wasa (Gustav Gustavsohn) kunstgerecht und nach überaus weitläufig und

genau gegebenen Vorschriften einzubalsamiren. Dieser ungewohnten Aufgabe unterzog er sich nolens volens anno 1836 in Gemeinschaft mit seinem Collegen Dr. J. J. B. Wartmann, hoffentlich nicht unter Garantie für ewige Dauer. An diesen seltsamen Auswuchs am Tretrade des täglichen ärztlichen Lebens erinnerte er sich stets noch, besonders aber an den grossartigen Eindruck, den auch auf ihn das bei uns so selten zu beobachtende Nordlicht ausübte, welches gerade in der Todesnacht des nordischen Königssohnes das Firmament in höchster Pracht erstrahlen liess.

Wie bereits erwähnt, hat sich mein Vater schon früher die Botanik als Nebenstudium auserkoren, doch interessirte er sich nicht weniger intensiv auch für alle andern naturwissenschaftlichen Disciplinen. Schon 1826 trat er deshalb ein in die unter dem Präsidium des Dr. Casp. Tob. Zolliker bereits zur Blüthe gelangte St. Gallische naturwissenschaftliche Gesellschaft, anno 1827 in den von Professor Scheitlin geleiteten Verein für Wissenschaft, Kunst und Natur, und gleichzeitig in die schweizerische naturforschende Gesellschaft. — Redlich hat er seither Freud und Leid mit unserer Gesellschaft getheilt, auch hier keine Sitzung ohne Noth versäumt und diente ihr ausserdem, als Entgelt für die Unmöglichkeit, activ, d. h. durch Vorträge, sein Interesse zu bezeugen, 48 Jahre lang als ihr gewissenhafter Bibliothekar. — In der ersten Zeit lieferte er hie und da noch Abhandlungen, wenigstens in mündlichem Vortrage. Ausser seiner Doctor-Dissertation glaube ich hingegen nicht, dass er jemals etwas für den Druck geschrieben habe, in haarscharfem Gegensatze zu seinem gelehrten Onkel, obwohl ihm Wort und Feder durchaus zu Gebote gestanden. Er musste sich auch hier mit dem Theilnehmen an der Discussion begnügen, was selbst im letzten Lebensjahre noch

lebhaft der Fall war, jedoch stets mehr, um sich durch dieselbe belehren zu lassen, als um belehren zu wollen. Fleissig correspondirte er dafür in der ersten Zeit auch mit seinen Freunden Jakob Wartmann, Fröhlich, Dumur und andern Botanikern, unternahm namentlich mit seinem Freunde Stephan Schlatter botanische Parforce-Touren in die Appenzellerberge und gelangte mit der Zeit zu hervorragenden Kenntnissen in der alpinen Flora, die sein Liebling wurde. In seinen alten Tagen war ihm desshalb auch das Erstehen unseres neuen naturhistorischen Museumsgebäudes in Verbindung mit dem Stadtpark, dem kleinen botanischen Garten und namentlich dem dazu gehörenden Alpinetum eine wahre Freude. Beim Wohnungswechsel im Jahre 1886 — nachdem er während 57 Jahren einen solchen nicht mehr hatte über sich ergehen lassen — war es ihm desshalb sehr angenehm, ein neues freundliches Logis am Stadtpark selbst erhalten zu können, unmittelbar den botanischen Anlagen gegenüber, das Alpinetum buchstäblich zu seinen Füßen, und nie sah man ihn durch die Museumstrasse gehen, ohne dass er auch jenes passirt hätte, sich freuend an dessen Gedeihen und an seinen kleinen Lieblingen, die so freundlich zu ihm heruntergestiegen, da er sie auf ihren Höhen nicht mehr selbst besuchen konnte. Sein grosses, selbst angelegtes Herbarium zeugt von dem Fleisse, den er auf das bezügliche Studium verwendete, und gerne erinnern auch seine Söhne sich an jene oft übermässig anstrengenden Ausflüge in sein liebes Säntisgebirge, die er auch noch mit ihnen unternahm; bei denselben entfielen auf einen kleinen Mann und zwei kleine Bürschchen 4—5 grosse Botanisirkapseln, mit welchen der Vater den Pflanzen, ich den Thieren nachging, während mein Bruder die Felsenwelt vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtete und abzeichnete. Wo mein Vater

dann aber, nach der Rückkehr in später Sonntagsnacht, noch die Kraft hernahm, die Pflanzenhaufen sofort auch noch einzulegen und unter die Presse zu bringen, um fast unmittelbar nachher eine Woche anstrengendster Berufsthätigkeit anzutreten, ist mir bis heute unerklärlich geblieben!

Freudig gedenken wir Alle seiner anmuthenden und ansteckenden Fröhlichkeit und quecksilbernen Beweglichkeit bei Festen und besonders bei Ausflügen unserer Gesellschaft, an seine von der Liebe zur Wissenschaft erwärmten Toaste bei solchen Gelegenheiten. — In liebenswürdiger Weise stellte er auch Jedem, der sich darum interessirte, seine Bibliothek, sein Herbarium, sein Arbeitszimmer zur Verfügung, sowie die letzte Minute seiner Zeit, wenn er nur ein tiefergehendes Interesse zu Grunde liegen sah.

Um seiner trefflichen Gattin, die ihren Gatten aber zeitweise wenig sah, und den Kindern jene für ihn selbst s. Z. so vortheilhaft gewesenen Landaufenthalte zu ermöglichen, erwarb er 1835 ein freundliches Landgut auf dem Rosenberg, was ihn dann sofort veranlasste, eine Collection in St. Gallen damals kaum gekannter, besonders amerikanischer Coniferen aus Samen zu ziehen, aus denen er zu seiner Freude noch mächtige Bäume werden sah. Er richtete ferner eine damals für St. Gallen unerhörte, wohl gedeihende Seidenzucht ein, trieb ausgedehnte Garten-Cultur und legte einen namhaften Viehstand an, um sich während zwanzig Sommern bei gutem Wetter morgens von spätestens 4 Uhr an bis 6 Uhr mit diesen Dingen zu beschäftigen und unmittelbar nachher in seiner Wohnung in der Stadt die Berichte gewöhnlich schon seiner harrender Patienten entgegenzunehmen. Seine Culturen stellte er stets in den Dienst der Schule, erfreute Hunderte mit den Producten

seiner Garten-Cultur und Landwirthschaft, legte aber auch der naturwissenschaftlichen Gesellschaft manche seltene selbstgezogene Pflanze vor und erzählte ihr von seinen Beobachtungen, die er angestellt hatte, als die Stadt zu seinen Füßen noch im süßen Schlummer ruhte.

Die grösste Freude bereitete ihm seine liebe naturwissenschaftliche Gesellschaft, als sie ihm im 50. Jahr nach seinem Eintritte das Diplom der Ehrenmitgliedschaft überreichte, dessen er sich noch weitere dreizehn Jahre erfreuen konnte.

Auch der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft gehörte mein Vater bis zu seinem Ableben an, besuchte in frühern Jahren manche ihrer Jahresversammlungen, kam bei einer solchen Gelegenheit zu Desor nach Combe-Varin, wessen er sich stets dankbar erinnerte, und hatte dann auch die Freude, den vaterländischen Gelehrten an der Jahresversammlung 1854 bei sich zu sehen, mit seinem alten Freunde Dumur, die sich beide lebhaft um seine Baumcultur „auf dem Berg“ interessirten, aber, was mir viel wichtiger und schöner erschien, auch um meine dort gepflegten Thiere. War es nun zwar in erster Linie wieder mein Vater, der mein Interesse an der Thierwelt schon in meiner frühesten Kindheit liebevoll unterstützte, und in zweiter Linie mein verehrter Lehrer, sein alter Freund, Jakob Wartmann, so ist es in dritter Linie jedenfalls Desor gewesen, der mich bei genannter Gelegenheit durch sein aufopferungsvolles Herumkriechen in allen meinen primitiven Thierverschlägen, bei all' meinen Eulen und Falken, Igeln und Schlangen und durch seine ermunternden Worte für das Studium der Zoologie begeistert hat. Es versäume also kein Diener der Wissenschaft und halte es keiner unter seiner Würde, junge Anfänger durch freundlichen Zuspruch

zu ermuntern; es macht wenig Mühe und kann der Wissenschaft Jünger zuführen.

War mein Vater in erster Linie ein Mann der Wissenschaft, so war ihm ausserdem in hervorragendem Masse ein tiefes Interesse an Allem eigen, was überhaupt des menschlichen Strebens würdig ist, was den menschlichen Geist adelt und das Leben zu einem wahrhaft genussreichen an sich und zu einem segensreichen für die Andern macht. Obwohl öffentlichen Stellungen stets abgeneigt, liess er sich doch als Freund der Jugend und in ihrem Interesse in den Schulrath wählen und sass in demselben während vieler Jahre als eifriges Mitglied; in der Kirchenvorsteherschaft diente er lange Zeit dem religiösen Leben unserer Stadt, treu seinen bezüglichen Grundsätzen. — Politisch conservativ gesinnt, aber die Sucht, Andern seine eigene Meinung aufdrängen zu wollen, auch nicht für liberal und tolerant haltend, beschäftigte ihn der Verlauf politischer Krisen im engern und weitem Vaterlande sehr intensiv. Solche Dinge wurden dann nicht in einem Wirthshaus, das er in der Stadt nur als Sitzungslocal kannte und draussen nur als nöthige Erholungsstation liebte, sondern in der damaligen sogenannten „Literarischen“ eifrig besprochen und ausgefochten. — Lieber jedoch förderte er Werke des Friedens und der Humanität. Er trat desshalb, und zwar überall für lebenslänglich, ein in den Kunstverein, in den historischen und in den Gewerbeverein, in den Alpenclub u. s. w., wo man ja immer etwas lernen oder die gute Sache in irgend einer Weise unterstützen könne. Er betheiligte sich vor 40 Jahren mit grösster Wärme an der Gründung der St. Gallischen Rettungsanstalt und blieb bis zum Tode ihr Comitemitglied, Berather und Hausarzt. — Ohne etwas Uebernommenes zu vernachlässigen, wusste er in fast wundersamer Weise für Alles und Jedes

Zeit zu machen, durch weise Eintheilung derselben, durch sein Genügen an kürzester Schlafzeit und durch peinliche Ordnung in allen, auch den geringsten Dingen.

Und bei all' dieser Thätigkeit nach aussen, war er auch noch ein Familienvater im besten Sinne des Wortes. Er verehelichte sich anno 1835 mit Emma Vonwiller von hier, an der er eine vortreffliche Gattin gewonnen, was um so nöthiger war, da er derselben die Erziehung seiner sechs Kinder zeitweise fast allein zu überlassen sich gezwungen sah. Ihr Hinschied im Jahre 1865 und bald nachher der einer Tochter beugten ihn tief nieder. Unter Dahingabe jeglicher Ruhe suchte er jedem Kind Alles zu sein, und kein Opfer erschien ihm als zu gross, wenn es sich um dessen Wohlergehen handelte; stets diente er Allen durch seinen eigenen Lebenswandel zum edelsten Vorbild.

Selbst von scharfem Verstand und weisem Urtheil, von seltener Arbeitskraft und Arbeitsliebe, beurtheilte er dennoch hiemit spärlicher Ausgestattete liebevoll; aber Faulheit und unlauteres Wesen waren ihm ein Greuel. Von Natur eher heftig, konnten ihn solche Erscheinungen zu scharfen Worten bringen; aber Feindschaft aufkommen zu lassen, vertrug sich nicht mit seinem friedlichen Sinn, und gewöhnlich wurde er jenen nachträglich am liebsten, die ihn einmal im Zorne gegen sie entbrannt gesehen hatten. Ob er wohl einen Feind überhaupt hinterlassen hat? — Körperlich Schwache schonte er möglichst, aber gegen sich selbst war er von spartanischer Strenge und zog sich seinen eigenen zuerst äusserst schwächlichen Körper in der Schule einer genau geregelten, nach jeder Richtung mässigen Lebensweise und grösster Reinlichkeit zu seltener Leistungsfähigkeit und Gesundheit heran. Im 33. Lebensjahre machte er einen sehr schweren Typhus durch und wurde Land auf

und ab todt geheissen, genas aber und arbeitete im Ueb-
rigen bis zum fünfzigsten Jahre ohne jede Unterbrechung
(mit Ausnahme jedenfalls der zwei Tag im Metzgerthörli),
Erholung nur in der Abwechslung der Arbeit findend;
dann liess er sich, als ihn eine Lebererkrankung zu be-
drohen schien, zu seiner ersten und letzten dreiwöchigen
Kur (in St. Moritz) überreden, kletterte dabei aber un-
ausgesetzt, fleissig botanisirend, zwischen den Felsen herum.
Längere Ruhepausen fand er seither nicht mehr motivirt,
da ihm jene Kur ja rein nichts genützt habe, und wusste
bis zum 70. Jahr kaum etwas von Ermüdung. Zeitweises
Unwohlsein kämpfte er fast ausnahmslos durch Nichtnach-
geben nieder, hingegen zog er sich auf seinen Berufs-
wegen manche bedeutsame Verletzung zu, so wiederholt
Rippenbrüche, Contusionen schwerer Natur bei Droschken-
fahrten und beim Stürzen durch offen gelassene Kellerfallen
u. s. w. Er machte aber mit derartigen, von ihm „unver-
meidliche Unannehmlichkeiten des Lebens“ genannten Ver-
letzungen namenlos wenig Umstände und behandelte sie,
wenn dies überhaupt annähernd geschah, in origineller
Weise, wie es in keinem Buche gelehrt wird und wie er
es bei keinem seiner Patienten hätte thun dürfen. In den
70er Jahren stehend, litt er zweimal an Carbunkeln, die
ihn selbst an den Rand des Grabes brachten und jede nicht
eiserne Constitution erschöpft hätten, während er, wenn auch
erst nach langen, aber heroisch überstandenen Krankenlagern,
völlig genas. Schon anno 1870 befiel ihn in einer Sitzung
der Commission der naturwissenschaftlichen Gesellschaft ein
schlagartiger Anfall, von dem er sich jedoch rasch und
vollständig erholte. Später wiederholten sich in grössern
Zeiträumen Anfälle ähnlicher Natur, nur in viel compli-
cirter Weise, deren letzte Ursache, der eigenthümlichen

begleitenden Erscheinungen wegen und beim Mangel an irgend welchen krankhaften Folgezuständen in körperlicher oder geistiger Richtung, sich schwer feststellen liess.

In den letzten Jahren, da Arbeit und Ruhe endlich in ein wenigstens etwas richtigeres Verhältniss zu einander getreten waren, und er eines freundlichen Lebensabends sich zu erfreuen begonnen hatte, gaben die Seinigen sich auf's Neue der Hoffnung hin, dass eventuell auch er gar wohl das Alter seines erst nach 92 Lebensjahren nie getrübler Gesundheit plötzlich, bei bestem körperlichen und geistigen Wohlbefinden, gestorbenen Vaters erreichen möchte. Wenige Wochen vor seinem Hinschiede unternahm er noch einen Ausflug nach Basel, machte von dort aus eine strenge Fusstour und kehrte sehr munter und befriedigt zurück. — Aber am Fröhlichen des 18. October 1888, nachdem er nach alter Gepflogenheit schon nach 4 Uhr den Stand von Barometer und Thermometer abgelesen, den Himmel geprüft und seit Neuestem auch das Wetterbildchen am Fenster betrachtet und dann wie gewohnt um 6 Uhr sich erhoben hatte, um sich zum neuen Tageswerke zu rüsten, da sank er wie vom Blitze getroffen leblos zusammen, höchst wahrscheinlich in Folge Zerreissung eines entarteten Blutgefässes im Gehirn.

„Alt ist man erst, wenn man es selbst glaubt“, — so pflegte unser Lieber oft zu sagen, wenn die Sorge um ihn zu vermehrter Schonung in so hohem Alter ermahnte. Dasselbe wiederholte er, als eines seiner letzten Worte an mich, als ich ihn wenige Stunden vor seinem Hinschiede nach fröhlich animirtem Gespräch ahnungslos verliess mit dem Nachsatze: „Im Uebrigen steht mein Leben in Gottes Hand.“

So ruhe denn im Frieden — lieber Vater, edler Mann — nach treu erfüllter Aufgabe, nach segensreich vollbrachtem Lebenswerk. Wer so, wie du, seiner Zeit genug gelebt, der hat gelebt für alle Zeiten, und wer so stirbt, der stirbt wohl!
